

Mühling, Andreas, Karl Ludwig Schmidt. *„Und Wissenschaft ist Leben“* (= Arbeiten zur Kirchengeschichte 66), Berlin – New York (de Gruyter) 1997, 11, 263 S., Ln. geb., ISBN 3-11-015442-0.

Er war ein streitbar Rechtsdenkender, der im Leben eine Menge Unrecht erlitten hat. Das vor allem vermittelt die biographische Studie von Andreas Mühling über den Neutestamentler Karl Ludwig Schmidt. Sie sorgt verdienstvoll dafür, daß ihm nicht postum auch noch das Unrecht widerfährt, in Vergessenheit zu geraten. Oder – wem der Name Schmidts wohl noch vertraut ist: durch seinen jugendlichen Geniestreich, seine Habilitationschrift, durch die er zum Mitinitiator der formgeschichtlichen Methode wurde, durch seine glänzenden Artikel im Theologischen Wörterbuch zum Neuen Testament oder durch seine späte Arbeit über Römer 9–11, der bekommt hier mit allerhand Überraschungen einen Mann von Fleisch und Blut zu Gesicht, anders, sehr anders, als man sich ihn wohl zuvor dachte. Mühling zeichnet mit disziplinierter Liebe, vor allem gestützt auf eine Fülle von Archiven, Nachlässen, Gesprächen mit Zeitgenossen, belegt mit einer Fülle von bislang ungedruckten Dokumenten, ein genaues Portrait seiner Person, seines Weges, seines Geschicks.

Unter Schmidts Namen liest man auf der Titelseite seinen Satz: „Und Wissenschaft ist Leben“ (vgl. auch 25). Das heißt gerade in seinem Fall ein Mehreres. Zum einen verkämpfte er sich wieder und wieder für die Erkenntnis, daß gerade der Theologie ein Lebensbezug zur Kirche eigen sein muß, ja, daß sie nur von der Kirche her ihre Substanz und Würde hat (133.175). Das verband ihn mit Karl Barth, der am längsten neben ihm unterrichtete – die Biographie betont jedoch vor allem die mehr oder weniger erheblichen Unterschiede zwischen beiden (88). Freilich führt Mühlings Buch (obwohl und indem sie Schmidts zeitweilige Beschäftigung als Schweizer Pfarrer erwähnt) wenig aus, was denn nun mit diesem Lebensbezug zur Kirche inhaltlich gemeint sein könnte. Überhaupt arbeitet dieses Buch erstaunlich wenig Schmidts theologisches Profil heraus. Wiederum verwundert es, daß Schmidt an Barths Kampf für die Kirchlichkeit der Kirche 1933/1934 weitgehend unbeteiligt war (157) – wie auch dies, daß seine Beteiligung an der späteren Bekennenden Kirche vor allem seine Kritik an ihrer seines Erachtens fehlenden Fundamentierung

durch „präzise wissenschaftliche Exegese“ war (178; vgl. 181).

Daß Wissenschaft Leben sei, hieß für Schmidt ferner, daß sich seine Wissenschaft vital mit politischem Engagement verband – zunächst als Liberaler, dann als Sozialdemokrat. Als solcher stand er nicht nur entschieden im Gegensatz zur deutschnationalen „politischen Theologie“, sondern warnte er sehr früh schon vor den Gefahren eines totalitären Staates. Als solcher war er dann auch 1942 skeptisch gegen die Geisteshaltung der Verschwörer gegen Hitler, wovon er durch Bonhoeffer erfuhr – der Verfasser wertet das als „Fehleinschätzung“ Schmidts (202f.). Seine Überzeugung: „Wer die politischen Irrtümer der (sc. rechtsstehenden) politischen Theologen aufdeckt, deckt zugleich auch ihre theologischen Irrtümer auf“ (107), verlief doch auch umgekehrt zu dem Konzept Barths. Es war der politische Einsatz Schmidts, der im September 1933 zu seiner Absetzung als Bonner Gelehrter und zu seiner Vertreibung in die Schweiz führte, in der er, der von 1935 bis 1953 an der Basler Universität unterrichtete, ein „Heimatloser“ blieb (220). Das Buch zeigt bewegend „die Tragik eines deutschen Emigranten-schicksals“ (173).

Daß Wissenschaft Leben sei, heißt bei Schmidt ferner, daß sie von einer Person mit einem lebhaften „Mitteilungsbedürfnis“ betrieben wurde (32), getragen von einer keineswegs konfliktscheuen „Kampfesnatur“ (43). Dieses Bedürfnis zeigte sich in seinen ökumenischen Beteiligungen (59), wie in seinem berühmten Zwiegespräch mit Buber (135), wie in seinem Interesse an interdisziplinären Debatten (33). Es zeigte sich in seiner schier unersättlichen Lust am Verfassen von Briefen und namentlich in seiner – sehr zurückhaltend so genannten – „Neigung zur Fakultätspolitik“ (46), durch die er sich offenbar auch eine Reihe von Kollegen zu Feinden machte. Und dieses Bedürfnis äußerte sich vor allem in dem Werk, das mit seinem Namen verbunden bleiben wird und aus dem er 1937 unsanft ausgebootet wurde: in der Redaktion der „Theologischen Blätter“ – ein auf der Höhe der Zeit befindliches, die Zeit selbst prägendes und zugleich widerspiegelndes Diskussionsforum, bestimmt vom Grundsatz schonungslos kritischer Sachlichkeit.

Daß Wissenschaft Leben sei, heißt schließlich auch noch etwas, was aus der Biographie mehr nur zwischen den Zeilen zu ahnen ist und was sich wohl in der Tat schwer bezeichnen läßt. Die Wissenschaft

scheint sich hier in einer sehr besonderen, unentwirrbaren Weise mit einem komplizierten Charakter vermählt zu haben. Mühlhing bemerkt, daß sich Anfang der 30er Jahre bei Schmidt „in dem an Überheblichkeit grenzenden Gefühl, jeder Situation gewachsen sein, seine Bescheidenheit und maßvolle Selbsteinschätzung“ verloren habe (93). Ende 1933 bemerkte er selbst einmal, daß es in diesen Zeiten seinen Sinn habe, „sein eigenes Geschick ... exemplarisch zu nehmen“ (165). Er nahm es so exemplarisch, daß man zuweilen fragt, ob in dem Rechtenden, dem Unrecht widerfuhr, nicht die Anlage zu einem Michael Kohlhaas steckte. Jedenfalls, als ihm fast alle deutschen Bindungen zerbrachen und in der Schweiz kaum neue gelangen, kam es bei ihm 1937 zu einer Art innerem Zusammenbruch: „Sprachlosigkeit“, „Verbitte-rung“, Resignation – und dann auch langwierige Krankheiten (198), dazu Medikamentensucht, Gereiztheit, Mißtrauen nach allen Seiten. „Schmidt verlor die ihn tragende Überzeugung, aus seiner Verantwortung als Christ heraus Einfluß auf die Lösung anstehender Probleme nehmen zu können“ (224; vgl. 211).

Konnte jemand, der so viel von der Kirche wußte, von dem sie tragenden und sammelnden Herrn, wie sein unvergesslicher Artikel zum Stichwort „Ekklesia“ verrät, so reagieren? Wir haben nicht zu urteilen. Der Mensch, auch der Mensch Schmidt, ist kein „ausgeklügeltes Buch“. Aber wir dürfen, darauf weist Mühlhing zuletzt trefflich hin, dieses begabte, dieses zuletzt so wehrlos rauchige Leben unter der Verheißung des Reiches sehen, auf das hin auszublicken gerade Schmidt gelehrt hat, in dem wir „nicht mehr Fremde“ sind, sondern „Gottes Hausgenossen“ (225). Man darf dankbar sein für Mühlhings Unternehmung, den Neutestamentler Karl Ludwig Schmidt dem Vergessen zu entreißen.

Göttingen

Eberhard Busch

*Eberhard Bethge, Wolfgang Huber, Christian Gremmels, Hanna-Renate Laurien, Winfried Meyer, Jürgen Schmude (Hrsg.): Mut in böser Zeit. Gedenken an Dietrich Bonhoeffer und seine Freunde, Berlin (Wichern Verlag) 1995, 81 S., kt., ISBN 3-88981-086-1.*

Die hier anzugebenden Texte, die Bonhoeffer 50 Jahre nach seinem Todestag, dem 9. 4. 1945, gewidmet sind, stellen

eine Dokumentation dar, da sie nicht Geschichte erforschen, sondern aus aktuellem Anlaß re-präsentieren. So können wir die Predigt lesen, die Eberhard Bethge zur Beisetzung der Widerständler am 11. 6. 1945 gehalten hat, deren Leichen nach der Ermordung verscharrt und nun auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof in Berlin beigesetzt wurden, noch ohne daß man um das Ende von Hans von Dohnanyi und Dietrich Bonhoeffer wußte. Wir können uns durch die Predigt von Wolfgang Huber ansprechen lassen, die er am 9. 4. 1995 im Berliner Dom gehalten hat, und mit ihm die Gottesknechtlieder des Jesaja meditieren, aber auch – durchaus christlich – hadern, daß diese Morde so geschehen mußten, daß die Täter davonkamen und inzwischen auch für sie das Gedicht „Von guten Mächten wunderbar geborgen“ in Anspruch genommen wird – niemand von uns kann sagen, ob rechthaberisch oder flehentlich –.

Zwischen dem Vortrag von Winfried Meyer, den dieser zur Eröffnung der Ausstellung vornehmlich über Hans von Dohnanyi gleichfalls am 9. 4. 1995 gehalten hat, sowie der Rede von Jürgen Schmude in der großen Gedenkveranstaltung am gleichen Tage finden sich die Grußworte von Wolfgang Huber als dem Bischof der Berlin-Brandenburgischen Kirche zur Eröffnung der Ausstellung im KZ Sachsenhausen sowie von Hanna-Renate Laurien als Präsidentin des Berliner Abgeordnetenhauses und von Christian Gremmels als dem 1. Vorsitzenden der Deutschen Sektion der Internationalen Bonhoeffer-Gesellschaft zur Eröffnung des Festaktes am gleichen Tag mit der Erinnerung an jene, die aus Glauben gehandelt haben, und der Mahnung, uns zum Handeln ermutigen zu lassen. Beschlossen wird der Band mit dem Schlußwort Eberhard Bethges, in dem er uns aufruft, nicht nachzulassen, das Erbe der Barmer Bekenntnissynode 1934 und des 20. Juli 1944 sowie der Judenvernichtung vor allem in Auschwitz lebendig und wirksam zu erhalten – tatsächlich: „50 Jahre sind zu wenig“, dem zu entsprechen.

Die Dokumentation dieser Predigten, Grußworte und Vorträge scheint mir wichtig. Sie sprechen uns an und enthalten damit einen Anspruch. Sie geben – trotz allem Anlaß zu danken, vor allem aber zu denken: zu danken für das Zeugnis des Glaubens und der Menschlichkeit derer, die mit dem Leben bezahlt haben, zu denken, welche Konsequenzen für uns daraus folgen. Besonders gilt dies für das Vermächtnis von Beteiligten wie Hans